

Merkmale eines kompetenzorientierten Unterrichts

Kompetenz und davon abgeleitete Begriffe wie etwa *kompetenzorientiertes Unterrichten* sind vielschichtig und nicht eindeutig zu benennen. Dieser Umstand mag dazu geführt haben, dass im bildungspolitischen Diskurs diese Begriffe inflationär gebraucht werden, indem nicht mehr zwischen Qualifikationen oder Fertigkeiten differenziert und jedes Können als Kompetenz gesehen wird. Zuweilen gewinnt man den Eindruck, dass die bisherigen Unterrichtsziele nur neu etikettiert wurden, legitimiert durch die aus den Bildungsstandards entlehnte Formulierung „Die Schüler können“.

Es erscheint aber in gleicher Weise problematisch, die Begriffe *per definitionem* zu präzisieren, wie eine neuere Publikation des Landesinstituts für Schulentwicklung zeigt: „In Anlehnung an den Kompetenzbegriff von Weinert werden Kompetenzen im vorliegenden Basispapier als erlernbare, kognitiv verankerte Fähigkeiten und Fertigkeiten verstanden, die eine erfolgreiche Bewältigung bestimmter Anforderungssituationen ermöglichen. Der Begriff umfasst auch Interessen, Motivationen, Werthaltungen sowie soziale Bereitschaft. Kompetenzen sind demnach kognitive Dispositionen für erfolgreiche und verantwortliche Denkopoperationen oder Handlungen.“² In diesem Zusammenhang wird zwischen Kenntnissen, Fertigkeiten und Kompetenzen unterschieden: „Kenntnisse sind das Ergebnis der Verarbeitung von Information durch Lernen. [...] Fertigkeiten beschreiben die Fähigkeit, Kenntnisse anzuwenden und Know-how einzusetzen, um Aufgaben auszuführen und Probleme zu lösen. [...] Kompetenz nun ist die nachgewiesene Fähigkeit, Kenntnisse, Fertigkeiten sowie persönliche, soziale und methodische Fähigkeiten in Arbeits- und Lernsituationen und für die berufliche und/oder persönliche Entwicklung zu nutzen.“³

Wie problematisch solche Definitionen sind, zeigt folgendes Beispiel: Wenn ein Schüler im Kopf speichert, dass Goethe am 28. August 1749 in Frankfurt geboren wurde, besitzt er eine Kenntnis. Stellt man ihm die Frage „Wann und wo wurde Goethe geboren?“ und er kann sie beantworten, dann wird die Kenntnis zur Fertigkeit. Kann er sie in einer Lernsituation nutzen, etwa bei einer Klassenarbeit, in der diese Frage gestellt wird, dann wird die Fertigkeit zur Kompetenz. Demnach ist ein im Grunde identischer Tatbestand einmal nur eine Kenntnis, ein andermal eine Fertigkeit oder sogar eine Kompetenz.

Die hier auf den ersten Blick konstruierte und vielleicht spitzfindig erscheinende Argumentation verweist auf ein grundsätzliches Problem, nämlich Begriffe der Alltagssprache präzise machen zu wollen ⁴. Statt enger Definitionen kann es hilfreich sein, *Kompetenz* und *kompetenzorientierten Unterricht* mit einem Bündel von Merkmalen zu beschreiben, um sie so für den bildungspolitischen Diskurs verfügbar zu machen, d.h. ein kompetenzorientierter Unterricht hat mehrere Eigenschaften, die in der Summe diese Unterrichtsform von anderen Formen unterscheidbar machen. Diese Merkmale können sein:

¹ Professor Dr. Hans Stammel ist Fachleiter für Deutsch und Leiter des Bereichs "Mediengestützte Lehrerbildung" am Seminar Heilbronn

² Lernen im Fokus der Kompetenzorientierung, S. 3

³ a.a.O., S. 3 f

⁴ Diese Ungenauigkeit ist Kennzeichen der meisten umgangssprachlich gebildeten Termini. Wittgenstein hat in diesem Zusammenhang von „Begriffen mit verschwommenen Rändern“ gesprochen. Will man diese Termini präzisieren und eindeutig machen, wie etwa die Unterscheidung von *Hütte-Haus-Villa*, dann werden sie unbrauchbar und im Diskurs nicht mehr praktikabel.

Anthropologische Dimension: Neben der Biologie hat sich vor allem in der Sprachwissenschaft schon in den 60er-Jahren der Begriff „Kompetenz“ etabliert. Chomsky unterschied die sprachliche Kompetenz als kognitive Fähigkeit, einen Aussageinhalt grammatisch, orthografisch und syntaktisch korrekt zu formulieren, von dem Sprachkönnen (Performanz), also den tatsächlichen Aussageinhalten. Verallgemeinert man diese Unterscheidung, hat Kompetenz immer eine anthropologische Dimension, sei es kognitiver oder emotionaler Art, und ist mehr als irgendeine Fertigkeit, die etwa auch eine Maschine wie der Computer leisten kann, beispielsweise gut lesbar zu schreiben.

Outputorientierung: Mit der Bildungsplanreform war vor allem das Anliegen verbunden, Lehr- und Lernprozesse an dem ausrichten, was Schüler im Unterrichtsprozess gelernt, also nicht mehr die Orientierung an dem, was der Lehrer oder die Lehrerin im Unterricht behandelt haben. Der Unterrichts- bzw. Lernerfolg wird dabei über definierte Standards einer Überprüfung zugänglich gemacht. In der Regel ist damit auch die Forderung verbunden, den Unterrichtserfolg an zu erreichende Kompetenzen zu binden. Allerdings: Auch traditionelle Lernziele, etwa bestimmte Wissensinhalte, lassen sich standardisieren, und somit ist Outputorientierung nicht per se ein Garant für kompetenzorientiertes Unterrichten.

Curricularer Ansatz: Kompetenzen als anthropologische Dispositionen lassen sich nicht in kurzen Zeiträumen ausbilden, etwa in einer Unterrichtsstunde. Das ist nur bei Wissenszielen möglich, also bei Lerninhalten, über die der Schüler Kenntnisse besitzen soll, beispielsweise Jahreszahlen im Geschichtsunterricht. Für die Ausbildung von Kompetenzen sind größere Zeiträume anzusetzen, unter Umständen ist im Zweijahres-Rhythmus zu planen, wie es in der Bildungsplanreform vorgesehen ist.

Lebensnahe Unterrichtssituationen: Anstöße zu Veränderungen der Lernkultur rühren auch von Pisa-Ergebnissen her, vor allem von der Kritik, dass Schüler lebensnahen Aufgaben und Problemstellungen nur durchschnittlich lösen konnten. In einer an traditionellen Bildungsinhalten ausgerichteten Lernkultur haben sich in langen Jahren Inhalte verfestigt, deren Nutzen im aktuellen Diskurs nicht mehr so unkritisch angenommen wird. In der Aufsatzerziehung des Deutschunterrichts wurden beispielsweise effiziente Übungsformen etabliert, etwa die Inhaltsangabe oder der Erörterungsaufsatz. Auch wenn damit in gewisser Weise Kompetenzen ausgebildet werden, fehlt diesen Schreibformen doch der unmittelbare Lebensbezug: Kein Schüler wird in seinem Leben je wieder eine Inhaltsangabe oder einen Erörterungsaufsatz schreiben, wie er es in der Schule getan hat. Stattdessen wird er vielleicht eine Rezension bei Amazon oder einen Diskussionsbeitrag in einem Forum schreiben, und unter Umständen ist er nicht genügend vorbereitet, solche Aufgaben angemessen zu bewältigen. Kompetenzen machen lebensstüchtig, und wenn Unterricht Kompetenzen ausbilden will, muss der Lebensbezug im Blickfeld sein.

Diagnose- und Überprüfungsverfahren: Für einen kompetenzorientierten Unterricht haben Diagnose- und Überprüfungsverfahren einen hohen Stellenwert, weil sie im Rahmen eines Curriculums Auskunft geben müssen über den Lernerfolg und den Lernstand. Traditionelle Klassenarbeiten überprüfen aber noch allzu oft einen zu diesem Zeitpunkt erreichten Wissensstand. Wenn Kompetenzen überprüft werden, müssen die Aufgaben anders gestaltet sein, vor allem darf vom Schüler nicht immer verlangt werden, bestimmte Kenntnisse zu einer Problemlösung im Gedächtnis gespeichert zu haben. In solchen Überprüfungsverfahren müssen die Hilfsmittel zugelassen werden, auf die jedermann in alltäglichen und vergleichbaren Situationen zurückgreift. Wenn Schüler beispielsweise einen Text nach Diktat zu schreiben haben, dann muss es ihnen erlaubt sein, bei der Fehlerfindung und Fehlerbehebung ein Wörterbuch zu nutzen.

Unterrichtsmethoden und Sozialformen: Für einen kompetenzorientierten Unterricht besteht kein Ausschließlichkeitsanspruch einer bestimmten Arbeits- und Sozialform. Dennoch besitzen

Unterrichtsarrangements, bei denen das selbständige Handeln der Schüler im Vordergrund steht, eine besondere Bedeutung. Aber auch die in den 70er Jahren verpönten direkten Instruktionen werden eine zentrale Rolle einnehmen: Eigentätiges Arbeiten der Schüler kann nicht immer voraussetzungslos beginnen. Um dann den Unterrichtsschwerpunkt auf der Eigenständigkeit zu belassen, empfiehlt es sich, diese Voraussetzung durch direkte Instruktionen zu vermitteln, etwa den Lehrervortrag, gemeinsames Lesen eines Informationstextes, usw.

Benennung der Kompetenzen/Zielorientierung: In der Schulpraxis sind in den letzten Jahren einige Anforderungen auf die Schüler zugekommen, die ein verändertes Lernen erfordern, etwa die Präsentationsprüfungen oder die gleichwertige Feststellung von Schülerleistungen. In gleicher Weise haben viele Schulen Methodencurricula konzipiert, die von allen Fächern unterstützt werden. Dahinter steckt die Auffassung, dass es allgemeine Kompetenzen gibt, etwa die Fähigkeit, Sachverhalte eigenverantwortlich zu erarbeiten und angemessen zu präsentieren. Die hier erreichten Fortschritte müssen konzeptionell in die einzelnen Fächer getragen werden. Neben allgemeinen Kompetenzen gibt es fachspezifische Kompetenzen, die unter Umständen nur von einem einzigen Fach ausgebildet werden können wie etwa die Rechtschreibkompetenz im Fach Deutsch. Wenn Vorstellungen von einem veränderten Lehren und Lernen in das gesamte Unterrichtsgeschehen implementiert werden sollen, dann müssen diese spezifischen Kompetenzen benannt und als Zielorientierung ausgegeben werden.

Unterrichtsmaterialien/Aufgabenstellung: Unterrichtsmaterialien und Aufgabenstellungen haben im kompetenzorientierten Unterricht einen wichtigen Stellenwert. Oft sind sie Arbeitsgrundlage und müssen entsprechend gestaltet sein, also den Schüler herausfordern sowie das problemlösende und forschende Lernen fördern.

Binnendifferenzierung: In einer Schulklasse sind wohl Lernstand als auch Lerntypen unterschiedlich entwickelt und ausgeprägt. Vor allem die Berücksichtigung und angemessene Förderung unterschiedlicher Lerntypen ist ein Merkmal kompetenzorientierten Unterrichtens. So werden beispielsweise Schüler einen unterschiedlichen Zugang haben, einem Sachtext Informationen zu entnehmen. In binnendifferenzierten Verfahren ist jeder Schüler in seinem Zugang zu fördern.